

Swetlana Czerwonnaja/Martin Malek

Literarische Verarbeitungen der Deportation der krimtatarischen Bevölkerung

Eine ‚vergessene‘ Quelle der Geschichtsforschung

Die Geschichtswissenschaft weiß heute relativ viel über die Deportation der Krimtatarinnen und Krimtataren am 18. Mai 1944 und ihre elende Lage in der Verbannung in unwirtlichen Wüsten- oder sonstigen wasserarmen und von Stechmücken verseuchten Gegenden Mittelasiens und Russlands. Der seit dem Ende der Achtzigerjahre in der UdSSR erleichterte Zugang zu Archiven und den dort aufbewahrten (früheren) Geheimdokumenten hatte es der Forschung ermöglicht, die damaligen Ereignisse genauer zu rekonstruieren. Es gibt aber weitere Quellen, die bisher nur selten herangezogen wurden, nämlich Memoiren, Belletristik (Prosa und Dichtung) sowie Publizistik, in denen sich die damaligen Ereignisse und die Werthaltungen von Krimtatarinnen und Krimtataren, die Opfer des sowjetischen Staatsterrors wurden, widerspiegeln. Hier wird versucht, auch diese Quellen einzuordnen und zu bewerten.

Die Fakten zur Geschichte des krimtatarischen Volkes zwischen 1944 und 1954 liegen, sorgfältig redigiert, in einer Reihe von wissenschaftlichen Publikationen vor. Diese enthalten Statistiken, Chroniken der wichtigsten, genau datierten Ereignisse sowie eine Auswahl von Dokumenten (Gesetze, Erlässe, Regierungsentscheidungen, geheime und öffentliche Verordnungen diverser sowjetischer Behörden) und beschreiben den Prozess der Diskriminierung und teilweisen physischen Ausrottung der krimtatarischen Bevölkerung.¹

Von der akademischen Wissenschaft lange als „unzureichend glaubwürdig“ betrachtet und daher kaum berücksichtigt wurden Dinge, die im ‚kollekti-

Swetlana Czerwonnaja, Uniwersytet Mikołaja Kopernika w Toruniu, Katedra Etnologii i Antropologii Kulturowej, ul. Władysława Bojarskiego 1, 87-100 Toruń, Polen, swetlana@umk.pl

Martin Malek, Bundesministerium für Landesverteidigung und Sport, Landesverteidigungsakademie, Institut für Strategie und Sicherheitspolitik, AG Stiftgasse, Roßauer Lände 1, 1090 Wien, Österreich, malek65_at@yahoo.de

ven Gedächtnis‘ abgespeichert sind und in unterschiedlicher Form die persönlichen Erinnerungen der Krimtatarinnen und Krimtataren beeinflusst haben. Diejenigen, die mitunter als Kinder den 18. Mai 1944 und alles, was folgte, miterlebt haben, gaben ihre Erinnerungen zum Teil in Erzählungen, Interviews, Memoiren und Belletristik weiter. Natürlich ist die historische Glaubwürdigkeit dieser Quellenart nicht zu verabsolutieren, denn in der historischen Folklore wie auch im individuellen Schaffen von Autorinnen und Autoren findet sich viel Subjektives, Ungenaues und sogar ‚Phantastisches‘. Dennoch gibt es darin auch wichtige Hinweise über die Auswirkungen der dramatischen Ereignisse auf die sich nicht publizistisch betätigende Bevölkerung.

Die Aktivitäten krimtatarischer Kuntschaffender in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts umfassen nicht nur die Literatur, sondern auch das Theater, die darstellende Kunst und Filme. Die Verfasserin und der Verfasser dieses Beitrages konzentrieren sich auf einige literarische Beispiele, die einen Eindruck davon vermitteln, wie sich die Tragödie der Deportation im krimtatarischen kollektiven Gedächtnis niedergeschlagen hat. Das Trauma der Deportation und die kollektiv als Tragödie empfundene Verfemung ziehen sich wie ein roter Faden durch die Erinnerungen der meisten Autorinnen und Autoren. Ihr politischer und sozialer Status reichte von Dissidentinnen und Dissidenten bis zu jenen, die dem Sowjetregime mehr oder weniger loyal gegenüberstanden, offiziell anerkannt waren und somit legal publizieren konnten. Die krimtatarische Nationalliteratur musste sich nach einer Zwangspause von einem Jahrzehnt ab der Mitte der Fünfzigerjahre – und zwar überwiegend im Rahmen der Kultur des ‚sowjetischen Usbekistan‘ – erst neu bilden. Dabei galt es, sich durch die Hindernisse der Zensur zur ‚Wahrheit‘ – oder unter sowjetischen Bedingungen besser: ‚Halbwahrheit‘ – ‚durchzukämpfen‘. Erst nach der Rückkehr auf die Krim, das heißt in die ab 1991 unabhängige Ukraine, wurde eine neue Qualität von Freiheit erreicht. Die Erinnerung an Deportation und Verbannung bot allgemein eine Grundlage für eine Nationalkultur und konkret für die quantitativ noch geringen literarischen Publikationen, auch wenn diese zwangsläufig von sehr unterschiedlichen Talenten und Entwicklungstendenzen zeugten.

In den Werken dieser krimtatarischen Literatur wiederholten sich mit einer bestimmten ‚Gesetzmäßigkeit‘, die den Stereotypen des nationalen Selbstbewusstseins entspricht, ähnliche Sujets und Erinnerungen. Es werden die von Augenzeuginnen und Augenzeugen erlebten Ereignisse und Konfliktsituationen reproduziert und (unterschwellig, ‚leise‘ oder offen, mit einem gewissen publizistischen Pathos) ähnliche Schlussfolgerungen über den an den Krimtatarinnen und Krimtataren begangenen Genozid gezogen. Diese prinzipielle Gemeinsamkeit ist beim Vergleich der Werke, die in verschiedenen historischen Epochen von unterschiedlichen Autorinnen und Autoren verfasst wurden, offensichtlich. Man kann sie beispielsweise

anhand einer Gegenüberstellung der Schriften von Ėrvin Umerov,² des angesehensten und meistgedruckten krimtatarischen Autors der späten Sowjetära, mit den markanten publizistischen Äußerungen von Ėmil' Amit³ vom Beginn der Neunzigerjahre, den bis ins Detail glaubwürdigen Erinnerungen von Refat Appazov⁴ und Jakub Bekirov⁵ sowie den romantischen Phantasien von Ajdyn Ėem'i-zade⁶ demonstrieren. Wenn nach Ausbildung, Überzeugungen und gesellschaftlichem Status so verschiedene Menschen im Prinzip das Gleiche – wenngleich natürlich in jeweils eigenen Formen – zu Papier bringen, empfiehlt sich eine genaue Rezeption. Auch wenn man keine ‚objektive‘ historische Wahrheit erfährt, so findet in diesen – in Westeuropa kaum jemals beachteten – Werken doch das krimtatarische Nationalbewusstsein seinen Niederschlag.

Sogar unter den Bedingungen der sowjetischen Zensur gelang es einigen krimtatarischen Autorinnen und Autoren nach dem Krieg, wenigstens einen Teil dessen wiederzugeben, was die Deportation und die Folgen der Verbannung für das nationale Kollektiv bedeuteten. Diese ‚Wahrheit‘ – oder eher: ‚Halbwahrheit‘ – bricht sich Bahn als ‚stummer Schmerzensschrei‘ in einer Sammlung von Erzählungen mit dem Titel *Die zweite Braut* von Ėrvin Umerov, erschienen 1984 in Moskau im Verlag *Sovetskij pisatel'* („Der sowjetische Schriftsteller“). Der Held der Erzählung *Die Lüge*, ein krimtatarischer Bub, erlebt alle Qualen von Hunger, Kälte sowie Halbwaisenschaft (sein Vater ist weit weg an der Front im Krieg, von wo er nicht zurückkehren wird) und führt ein bitteres und armes Leben in einer fremden Gegend. Er kann die Ursachen seiner kindlichen und dann jugendlichen Leiden kaum in Worte fassen. Die Leserschaft, die von der Deportation der Krimtatarinnen und Krimtataren überhaupt nichts weiß, versteht nicht einmal, warum der Junge nicht Hunderte (das heißt auf der Krim), sondern Tausende Kilometer von der Front entfernt ist. In der Gestalt des Protagonisten steckt viel Autobiographisches:

„Irgendwo, Tausende und Tausende Kilometer weit weg, ist Krieg. Es zerreißt die Granaten... Es drhnen die Bomben... Es läuft eine gewaltige Schlacht zu Lande, zu Wasser und in der Luft. Mein Vater ist im Dickicht dieses Krieges. Er ist Panzerfahrer. In den Nächten sitzt Mutter im Bett, das von einer schwachen, blinkenden Funzel beleuchtet wird, betet, wenn man das, was sie fast unhörbar flüstert, Gebet nennen kann... Draußen heult der Wind, knorrige schwarze Äste eines vertrockneten Aprikosenbaumes, durchgefroren, kratzen wehmütig am Fenster... Ich liege, den Kopf bedeckt haltend, zusammengerollt, die Hände zwischen den Knien verbergend, mit geschlossenen Augen und tue so, als würde ich schlafen... Die Kälte, die in meinem Zimmer steht, macht mich frösteln, hat sich fest in meinem Herzen eingenistet... Ich hatte heute nichts zum Einheizen. Ein Abendessen wurde auch nicht gekocht. Irgendwie haben wir Roggenbrotstcke hinuntergewrgt – bei zusammen, und das Wasser rinnt heraus! – eilig kriechen wir unter die Decke, Rettung

vor der Kälte suchend, ziehen uns alles über, was wir können. Lange liegen wir, ohne uns zu bewegen, und dann beginnt die Mutter zu beten... Sie denkt Tag und Nacht an den Vater, grämt sich, ist traurig, quält sich. Auf dass wir nicht vor Hunger sterben, geht sie noch im Dunklen zur Eisenbahnstation, wo sie auf einer Baustelle für Reserve-Bahnanlagen bis zum späten Abend Gleise, Schwellen und Schotter schleppt.“⁷

Auch in der Novelle *Die zweite Braut* werden die verlorene Heimat und die Leiden, die die Krimtataren während des Abtransports und an den Verbannungsorten durchmachten, nicht direkt und offen thematisiert. Der historische Kontext dieses Werkes ist hier ebenso nur ‚Eingeweihten‘ verständlich. Über den ganzen Text sind Anspielungen und winzige Fragmente von Erinnerungen verstreut, die unaufmerksame Leserinnen und Leser nicht bemerken oder deren ‚versteckten‘ bitteren Sinn sie nicht verstehen. So fragt etwa ein krimtatarisches Mädchen, das in der abgelegenen usbekischen Siedlung *Kattayul* lebt, über ein Jahrzehnt nach der Deportation seine Mutter während eines kalten Winters: „Mama, war der Winter bei uns zu Hause warm oder auch so wie hier?“⁸ Ihr ganzes noch kurzes Leben lief in der Verbannung ab, aber ihre Frage zielt offenbar auf die Krim, die weit entfernte Heimat. Ein Romajunge, der von einer krimtatarischen Familie vor der Ermordung durch die deutschen Besatzer gerettet worden war und den sein Onkel nun elf Jahre nach Kriegsende sucht, fragt seine krimtatarische Stiefmutter (die er seit seiner Kindheit für seine leibliche Mutter hält): „Warum hat er uns nicht früher gesucht? [...] Als wir für fünf Hirseplätzchen ein Brautkleid hergaben? Wo war er, als wir einen Ehering für drei Kilogramm Reis eintauschten?“⁹ Auch zehn Jahre nach der Vertreibung hat die Familie kein richtiges Dach über dem Kopf:

„Wir leben auf der Selkedy-Straße, in einem Häuschen mit schiefem Lehm-boden und Flechtwerkwänden [...] Im Haus ist es im Sommer kühl, aber im Winter leider feucht und kalt. An frostigen Tagen ist es am Morgen schrecklich, aus dem Bett zu kriechen: im Raum ist es so kalt wie draußen, wenn nicht noch kälter. Die Bettdecken, die Leintücher, die Polster sind von der Nässe feucht... Von daher kommt der Rheumatismus bei [der zwölfjährigen Schwester] Sultanie. Diese Krankheit hätte uns auch viel früher erwischen können, als wir uns in fremden Quartieren abquälten.“¹⁰

Als man dem fünfzehnjährigen Jungen, der den Unterricht schwänzt, um in einer Kolchose zu arbeiten, sagt, dass ihm Schule und Arbeit schwerfallen würden, antwortet er: „Wir hatten es immer schwer. Daran gewöhnt man sich nicht.“¹¹

Ab 1985 leitete der neue Generalsekretär der *Kommunistischen Partei der Sowjetunion* (KPdSU), Michail Gorbatschow, *glasnost* („Transparenz“) und *perestrojka* („Umbau“) ein. Aufgrund der sich damit massiv ändernden politischen Situation

gewannen Literatur und Journalismus der deportierten Völker, darunter eben auch der Krimtatarinnen und Krimtataren, gegen Ende der Achtzigerjahre eine neue Dimension. 1990 vollendete der in Moskau lebende krimtatarische Schriftsteller Ėmil' Amit das Werk *Niemand ist vergessen, nichts ist vergessen...*, das er selbst dem Genre ‚Erinnerungen‘ zurechnet. Allerdings trägt ein bedeutender Teil dieser Novelle den Charakter einer historisch-politikwissenschaftlichen Studie, die sich auf statistische Daten, historische Quellen, Publikationen in der Presse und andere Dokumente stützt. Sie reicht bis zu den wichtigen Jahren 1987/88 zurück, als die krimtatarische Massenrückkehr auf die Krim begann. Die ersten Seiten schildern Vorgänge aus der Kindheit des Autors. Bei aller Kürze und fragmentarischen Form dieser Arbeit (der Bub war zum Zeitpunkt der Deportation erst fünf Jahre alt) kann man sagen, dass sich hier schon einige jener literarischen Muster herausbildeten, die dann in den Literaturen der turkstämmigen Völker der Krim und des Kaukasus, die die Deportation durchgemacht hatten, seit den Neunzigerjahren weiterentwickelten.

Woraus bestehen die Schlüsselmomente solcher Kindererinnerungen? Da ist zunächst das unvermittelte nächtliche Erwachen, ein grobes Klopfen an der Türe, der Lärm von Soldatenstiefeln, scharfe Zurufe und Kommandos („Im Namen der Sowjetmacht! [...] Wegen Verrats an der Heimat! [...] Fünf Minuten zum Zusammenpacken! Machen Sie sich fertig! Nicht mehr als zwölf Kilogramm pro Person mitnehmen! Los, los!“¹²) und die völlige Konfusion der Erwachsenen, die nicht verstehen, was passiert ist, nicht wissen, was tun, und wohin die Leute gejagt werden. Der Vater ist meistens abwesend, weil an der Front oder tot. Den Vater von Ėmil' Amit beispielsweise hatten die deutschen Besatzer in der Stadt Saki auf der Krim getötet. Dieses Schicksal findet sich in den vorliegenden Biographien sehr selten – in allen folgenden Erinnerungen tatarischer Buben, die durch das grobe Eindringen in der Nacht zum 18. Mai 1944 geweckt worden waren, kämpfte der jeweilige Vater in der Roten Armee (oder war schon an der Front umgekommen).

Der zweite zentrale Aspekt der Kindheitserinnerungen ist das Abbild der Soldaten, die in dieser Nacht in das eigene Haus eingedrungen sind. Das Kindergedächtnis fixiert vor allem die roten Sowjetsterne auf den Kopfbedeckungen, die russische Anrede und die psychologische Erschütterung, die von der Unvereinbarkeit ihres groben, feindseligen Verhaltens mit der bis dahin im Bewusstsein des Buben verankerten Annahme, dass es sich doch um ‚unsere Leute‘ handelt, ausgelöst wird. Am häufigsten drückte sich diese Erschütterung in gegensätzlichen Erinnerungen über Aktivitäten und Aussehen dieser Soldaten (Befreier der Krim, ‚die eigenen‘ beziehungsweise ‚unsere‘ Leute) erst vor kurzem (vor einem Monat, einer Woche, einem Tag) und dann in dieser schrecklichen Nacht der Deportation aus. Bei Ėmil' Amit bricht dieser Kontrast wie folgt auf:

„Mir fiel es auch deswegen schwer, das Vorgefallene zu verstehen, weil ich noch vor einigen Tagen selbst gesehen hatte, wie die [deutschen] Faschisten abgehauen sind und dabei am Rand des Dorfes eine Geschützatterie liegen gelassen haben, die nicht dazu gekommen war, auch nur einen einzigen Schuss abzufeuern. Eine Stunde oder eineinhalb später erreichte eine Vorhut der sowjetischen Truppen unser Dorf Büyük Aqtaç. Und auf der Straße, die nach Saki führte, fuhren Autos mit [sowjetischen] Kämpfern. Der Flieder blühte gerade besonders üppig... Entlang der Straße drängten sich die Einwohner des Dorfes, warfen Blumenbüschel auf die Autos und direkt unter die Räder. Die Soldaten lächelten, winkten, riefen irgendetwas, ergriffen Fliederbüsche und drückten sie gegen die Gesichter. Manchmal, nachdem irgendjemand einen Bekannten entdeckt hatte, sprang er während der Fahrt auf den Boden und lief auf die Menge zu... Es begannen Umarmungen, Tränen flossen; einen Augenblick später befreite sich der Soldat aus den Umarmungen und lief zurück dem Fahrzeug, das am Straßenrand auf ihn wartete. Und die, die überhaupt nicht lächeln – sind nicht ‚eigene‘, sondern ‚fremde‘“¹³

Die Dichotomie ‚eigen – fremd‘ erfährt üblicherweise in (unmittelbar eigenen oder durch spätere Erzählungen naher Angehöriger ergänzten) Kindheitserinnerungen eine plastische, konkrete Umsetzung in zwei einander gegenüberstehenden Ausprägungen: Der eine sowjetische (russische) Offizier oder Soldat fühlt mit den zur Deportation verurteilten Krimtatarinnen und Krimtataren mit, versucht, ihnen nach Möglichkeit zu helfen, schämt sich für seine eigene Rolle; der andere empfindet einen sadistischen Genuss, tut alles, um die Leiden und Erniedrigungen der Krimtatarinnen und Krimtataren zu vertiefen, hasst sie fanatisch als ‚Feinde‘ und ‚Verräter‘ und nützt ihr Unglück noch zynisch aus, um sich zu bereichern und zu plündern. Bei Émil’ Amit tritt in der Rolle des Ersteren ein namenloser Major auf, der sich am Vortag in ihrem Haus einquartiert hatte und am späten Abend ‚heimlich‘ kommt, um die Hausherren angesichts der bevorstehenden Operation zu warnen („Ich riskiere viel, aber ich muss Sie einfach warnen. Wenn meine Vorgesetzten davon erfahren, bekommen sowohl ich wie auch Sie Schwierigkeiten.“¹⁴). Manche Soldaten helfen den verzweifelten Krimtatarinnen und Krimtataren hinter dem Rücken ihres Kommandeurs, die nötigsten Sachen zu packen:

„Was stehen Sie da? Die Zeit läuft doch schon“, sagte einer der Soldaten, und in seiner Stimme klang Mitgefühl auf. „Gibt es im Haus Brot? Und Mehl? Was werden Sie unterwegs essen?“ – Es gab zwei solcher Soldaten... Sie rissen einen Teppich von der Wand, wickelten alles, was in einer Truhe gewesen war, darin ein, verschnürten ihn, hoben ihn zu zweit auf und forderten: „Gehen Sie hinaus!“¹⁵

In der zweiten Rolle tritt ein Hauptmann auf, der diese Gruppe befehligt. Er erlaubt der Mutter Ėmils, einen im Garten vergrabenen Koffer zu bergen, doch als er entdeckt, dass er keine Kostbarkeiten, sondern Briefe und Dokumente des Vaters enthält, schreit er: „Deswegen hast Du Luder uns zum Narren gehalten?!“ – und trampelt auf den Papieren und Fotos herum.¹⁶

Eine fast obligatorische, symbolische Gestalt in der krimtatarischen Literatur über die Deportation ist die Figur des einsamen Alten, eines guten und vertrauensseligen, aber absolut hilflosen und frommen Moslems, der den Mitmenschen nie Böses zugefügt hat und der die Vorgänge, die auch ihn in den Abgrund reißen, nicht in Ansätzen versteht. In den Erinnerungen von Ėmil' Amit ist das der 70-jährige Abdulvaap-akaj, den ein Soldat, indem er ihn in den Rücken stößt, zum Fahrzeug drängt; dabei höhnt der Soldat: „Der Alte ist ja ganz verrückt geworden! [...] Ich sage ihm: ‚Nimm Dir irgendwas zum Fressen!‘ – und der klemmt sich irgendeinen kleinen zerlumpten Gebetsteppich unter den Arm.“¹⁷ Dieser Alte lebt nur mehr kurz („In unserem Waggon starb Abdulvaap-akaj als erster. Seit wir uns auf den Weg gemacht haben, hat er nicht einen Krümel in den Mund genommen [...] Man ließ ihn am Straßenrand liegen.“¹⁸).

Die grundlegenden Komponenten der Kindeserinnerungen über die Fahrt der Krimtatarinnen und Krimtataren an die Verbannungsorte sind die von Menschen überfüllten, aus den US-amerikanischen *Lend-Lease*-Lieferungen stammenden *Studebaker*-Lastwagen und dann die sehr kargen und stinkenden Eisenbahnwaggons (*tepluški*):

„Man führte uns in Saki auf den Bahnhof, wohin man alle aus der Stadt und den umliegenden Dörfern verjagten Menschen brachte. Man lud sie in Güterwaggons, die man nach dem letzten Viehtransport nicht einmal auszufegen die Zeit gehabt hatte. Es roch unerträglich nach Jauche. [...] Die Türen gingen mit einem Knirschen zu. Es wurde finster.“¹⁹

Auf dem Weg in den Osten folgten Hunger und Durst, die unerträgliche stickige Hitze, die auf der Strecke zurückgelassenen Leichen („Die vor Leid verrückten Verwandten wurden mit Mühe von ihm [dem Körper des Verstorbenen] losgerissen und mit Tritten und Gewehrkolben in den Waggon gejagt.“²⁰), die Schmähungen durch die Wächter („In den großen Stationen klopfte oft jemand an die Tür – in der Hoffnung auf das Mitleid eines patrouillierenden Soldaten, den man Wasser zu holen bat, aber der war instruiert. Zur Antwort kam nämlich immer: ‚Maul halten, verräterisches Balg!‘“²¹) und das Klopfen der Räder des Zuges, das sich für immer im Gedächtnis einbrannte und sich mit dem kindlichen Schmerz verband: „Wir fuhren lange. Ungefähr einen Monat. Das Klopfen der Räder hämmerte sich in die Seele,

das Hirn und den Körper hinein. Auch jetzt höre ich das noch, wenn ich die Augen schließe, und der Waggon knirscht und lässt mich wieder schaukeln.“²²

Schließlich erreichte der Zug sein tristes Ziel.

„Unser Zug wurde in der Wüste Mirzachol ausgeladen, in der Station Ursaťevsk. Abschüssige hufeisenförmige Sandwellen mit ausgetrockneten Grasbüscheln reichten fast an den Bahndamm heran. Und nirgendwo auch nur ein einziger Baum, in dessen Schatten man sich vor der sengenden Sonne hätte verbergen können. Der Wind weht, der Sand beißt im Gesicht; man kann nicht einmal die Augen aufmachen. [...] Seit damals scheint mir, dass die hoffnungslosesten Plätze auf der Erde jene sind, wo sich Sand und Sümpfe abwechseln.“²³

Ein weiteres Schlüsselmoment der Erinnerungen war die Verteilung der Leute auf von verschiedenen Betrieben geschickte Kleinlastwagen, die an ein Selektieren auf mittelalterlichen Sklavenmärkten erinnerte. Es herrschen unmenschliche Lebensbedingungen, ein unerträglicher Hunger, Sklavenarbeit für alle älteren Familienmitglieder (ein zu Hause gelassenes Kind wurde hier mit noch lebenden Eltern quasi zur Waise), die Verachtung und Feindseligkeit der Einheimischen, die man vor der Ankunft der ‚Verräter‘ gewarnt hatte, und der Tod, der vor aller Augen Angehörige, Freunde und Nachbarn niedermäht.

„Als erste starben die Kinder. Noch jetzt steht mein Altersgenosse, der fünfjährige Midat, vor meinen Augen, der sich auf dem Boden windet, sich auf den Bauch fasst und mit schwächer werdender Stimme bittet: ‚Holt meine Mama... holt Mama...‘. Und wir Buben, die an seinem Kopfende standen, wussten nicht, wo wir sie suchen sollten. Sie kehrte am Abend zurück und fand den Körper ihres Kindes schon erstarrt.“²⁴

Die Memoirenliteratur und Belletristik, die auf Erinnerungen und Beobachtungen von Kindern als Opfern von Krieg und Deportation gegründet ist, wurde bis zum Anfang des 21. Jahrhunderts nach Genres und Intonation immer vielfältiger und nach Erfassung des historischen und geographischen Ausschnitts breiter. Es erschienen Memoiren, deren Autorinnen und Autoren die Deportation persönlich nicht erlebt hatten, weil sie zu dieser Zeit in Moskau, Kazan’ oder anderen Städten lebten, die aber dennoch wichtige Informationen über die Krim vor dem Zweiten Weltkrieg und die Geschichte der Deportation liefern. Dazu gehören Refat Appazov (*Spuren im Herz und im Gedächtnis*) und Jakub Bekirov (*Unvergessliche Jahre*). Beide waren bedeutende Wissenschaftler: Appazov arbeitete viele Jahre lang mit dem berühmten Konstrukteur Sergej Korolev zusammen und leistete dabei unter anderem einen bedeutenden Beitrag zur sowjetischen Raketenwissenschaft und -technik. Bekirov

absolvierte das Studium am Luftfahrt-Institut in Kazan, wurde Flugzeugingenieur und dann Professor am Moskauer Luftfahrt-Institut. Bekirov beschreibt in seinen Erinnerungen eine Reise, die er im September 1944 zusammen mit einem krimtatarischen Freund, der wie er in Kazan studiert hatte, nach Mittelasien unternahm, in der Hoffnung, dort Angehörige zu finden:

„Ich erinnere mich, dass wir am frühen Morgen Taschkent erreichten. Wir kamen auf den Bahnhofplatz und sahen Hunderte Menschen, v.a. Frauen, Kinder und Alte, mit ihren Sachen. Wir verstanden sofort, dass das unsere Leute sind. Unsere, von der Krim, die ohne ein Stück Brot geblieben waren, ohne irgendein Dach über dem Kopf, erschöpft und hilflos. Eltern, die ihre Kinder verloren hatten, Kinder, die ihre Eltern verloren hatten – alles vermischte sich zu einem menschlichen Elend, das sich auf völlig unschuldigen Menschen abgeladen und Hunderttausende Leben und Schicksale zerstört hatte. Das Schrecklichste war [...], dass wir, obwohl wir die schwere Lage dieser Menschen verstanden, außerstande waren, ihnen zu helfen.“²⁵

Dieses Gefühl der Ohnmacht gehörte zu den bittersten Erinnerungen junger Krimtatarinnen und Krimtataren in den Vierzigerjahren. Mit knappen Strichen zeichnet Appazov, der seinen Angehörigen auch nicht helfen konnte, die elende Lage seiner Familie nach:

„Meine Eltern und die Schwester meiner Mutter verschlug es in die Wüste Mirzachol, doch dort hatten sie nicht einmal die elementarsten Dinge, die für eine auch nur primitive Existenz erforderlich sind. Der ohnedies kranke Vater, der an keine physische Arbeit gewöhnt war, kam in der mittelasiatischen Gluthölle bald vor Erschöpfung – oder genauer: vor Hunger – um. Die Mutter und ihre verwitwete Schwester, ohne Kraft, sich selbstständig zu bewegen, baten mehr als einen Tag lang jeden vorbeikommenden Usbeken um Hilfe, um den Toten zu begraben, bis ein guter Moslem auf einem leeren Ochsenkarren sich der armen Frauen erbarmte und die Leiche mitnahm... Danke an ihn, dass er den Toten nicht den Schakalen zum Fraß vorgeworfen hat.“²⁶

Appazovs Erinnerungsbuch besteht aus drei Teilen. Während die letzten beiden dem Leben und der Arbeit in einer Kleinstadt bei Moskau und im Nachkriegsdeutschland gewidmet sind, so ist der erste Teil – *Nach 18 Jahren auf die Krim* – als Erzählung gestaltet, gebrochen durch das Prisma zweier Erinnerungen: daran, wie es vor dem Zweiten Weltkrieg in Jalta, Gurzuf und an der Südküste der Krim aussah, und daran, was er hier, an einem Ferienort, konkret im Sanatorium „Goldstrand“, Ende der Fünfzigerjahre antraf: Verödung, Schmutz, ‚verbotene Zonen‘ (so die ganze Stadt Sevastopol als Hauptstützpunkt der sowjetischen Schwarzmeerflotte) sowie Unhöf-

lichkeit und Flegeleien der neuen slawischen Einwohnerinnen und Einwohner. So ruft eine Frau als Antwort auf die vorsichtige Bitte des Krimtataren, einen Blick auf sein früheres Zimmer werfen zu dürfen, aus: „Gut, dass Sie da gewohnt haben, aber wenn das nicht der Fall gewesen wäre, wäre es noch besser gewesen!“²⁷ Zeugnisse solcher Art, die kaum jemals in wissenschaftlichen Untersuchungen zur Deportation der Krimtatarinnen und Krimtataren berücksichtigt wurden, ergänzen das bisherige Bild nicht nur, sondern werfen ein durchaus neues Licht auf diese dramatische Seite ihrer Geschichte.

Manche Motive, die in die krimtatarische Literatur eingegangen sind oder Elemente der Folklore blieben, gründen sich wohl weniger auf unstrittige historische Fakten denn auf eigentümliche ‚Phantome‘ im erschütterten nationalen Bewusstsein und in der Einbildung der Krimtatarinnen und Krimtataren. Zu solchen ‚Phantomen‘ gehört zum Beispiel die bis heute kursierende Geschichte über krimtatarische Fischer auf der Arabat-Nehrung, die sich am 18. Mai 1944 auf dem Meer befunden hätten und so der Deportation entgangen seien; als die sowjetischen Behörden das bemerkten, seien die Fischer in einen Kahn gesetzt und auf das offene Meer gebracht worden, wo man den Kahn versenkt habe. – Darüber konnte bis heute kein einziges Dokument aufgefunden werden, doch der bloße Umstand, dass diese Erzählung nach wie vor im krimtatarischen Volksgedächtnis präsent ist, zeugt von der Tiefe ihres Traumas durch die Deportation. Von diesem wünscht man sich freilich, dass es in Politik, Medien und Gesellschaft Mittel- und Westeuropas besser bekannt wäre als das heute der Fall ist: Dann würde nämlich auch klarer werden, was es für die Krimtatarinnen und Krimtataren bedeutet, seit der Annexion ihrer Heimat durch Moskau im April 2014 wieder unter russländischer Herrschaft leben zu müssen.

Anmerkungen

- 1 Den Beginn dieser Publikationen in der Sowjetunion markierte ein zweibändiges Werk, das im Zentrum zur Untersuchung von zwischennationalen Beziehungen des *Instituts für Ethnologie und Anthropologie* der *Russländischen Akademie der Wissenschaften* entstanden und in der Serie „Nationalbewegungen in der UdSSR“ erschienen ist: Michail Guboglo/Svetlana Červonnaja, *Krymskottatarskoe nacional'noe dvizhenie*, tom 1: *Istorija, problemy, perspektivy*; tom 2: *Dokumenty, materialy, chronika* [Die krimtatarische Nationalbewegung, Band 1: Geschichte, Probleme, Perspektiven; Band 2: Dokumente, Materialien, Chronik], Moskva 1992. – Seit damals sind naturgemäß zahlreiche weitere Publikationen erschienen – darunter solche, die unbekannte Materialien enthielten, welche die Kenntnisse über die Deportation der Krimtatarinnen und Krimtataren erweitern und konkretisieren.
- 2 Ėrvin Umerov, *Vtoraja nevesta. Rasskazy i povest'* [Die zweite Braut. Erzählungen und eine Novelle], Moskva 1984.
- 3 Ėmil' Amit, *Nikto ne zabyt, ničto ne zabyto... Vospominanija* [Niemand ist vergessen, nichts ist vergessen... Erinnerungen], in: S. Alieva, Hg., *Tak eto bylo. Nacional'nye repressii v SSSR, 1919–1952 gody. Repressirovannye narody segodnja*, tom III [So war es. Nationale Unterdrückung in der UdSSR in den Jahren 1919 bis 1952. Die unterdrückten Völker heute, Band III], Moskva 1993.

- 4 Refat Appazov, Sledy v serdce i v pamjati [Spuren im Herz und im Gedächtnis], Simferopol' 2001.
- 5 Jakub A. Bekirov, Nezabyvaemye gody [Unvergessliche Jahre], Simferopol' 2001.
- 6 Aidyn Šem, Niti sudeb čeloveskich. Roman. Čast' 1: Golubye mustangi [Die Fäden menschlicher Schicksale. Roman. Teil 1: Die blauen Mustange], Moskva 2000.
- 7 Umerov, Nevesta, 25 f. – Diese und alle folgenden Übersetzungen aus dem Russischen stammen von Martin Malek.
- 8 Ebd., 198.
- 9 Ebd., 192.
- 10 Ebd., 131.
- 11 Ebd., 194.
- 12 Amit, Nikto, 75.
- 13 Ebd., 74.
- 14 Ebd., 77.
- 15 Ebd., 78.
- 16 Ebd.
- 17 Ebd., 77.
- 18 Ebd., 79 f.
- 19 Ebd., 78 f.
- 20 Ebd., 79.
- 21 Ebd., 80.
- 22 Ebd., 84.
- 23 Ebd., 85 f.
- 24 Ebd., 87.
- 25 Bekirov, gody.
- 26 Appazov, Sledy, 34 f.
- 27 Ebd., 128.